

Judka

Strittmatter

Die

Schwwestern

ROMAN

a

aufbau

sein, gleich mit achtzehn. Über viele Jahre war sie fortgeblieben vom Elternhaus, verschollen und ohne ein Lebenszeichen, je weiter entfernt, desto besser. In diesem Lebensabschnitt focht sie das Ausbleiben elterlicher Sorge und Nachfrage nicht an. Allerdings blieb sie die Einzige, die pausenlos sezierte, warum alles so gekommen war, wie es jetzt hässlich und verkorkst vor ihnen lag. Aber wie sich selbst den großen Zusammenhang erklären, wenn alle nur das Maul hielten und dem Gallert den Vorzug gaben?

Schon früh war klar, dass Martha so schnell wie möglich für sich selbst sorgen würde, schon um der jahrelangen elterlichen Insinuation, sie würde es sowieso zu nichts bringen, entgegenzuwirken. Am Ende eines längeren Irrlaufs in der Arbeitswelt, der sie in ein Heimatmuseum in Dresden, in ein Meeresfrüchterrestaurant in Hamburg und in die Redaktion eines Gesellschaftsmagazins mit Sitz in Berlin gespült hatte, versuchte sie sich als Textefasserin, die jeden und alles belieferte. Geschriebenes wurde schließlich immer gebraucht. Und solange ihr die Stadtilustrierte, die Tee-Company, die Stiftung für benachteiligte Kinder und andere Inhaber von Magazinen und Broschüren nicht von der Fahne gingen, würde sie überleben können. In früheren Jahren und noch voll im Saft stehend, hatte es Ansätze gegeben, eine Reporterin aus ihr zu machen, Spezialgebiet Soziales. Aber irgendwie war sie nicht drangeblieben respektive nicht selbstsicher genug gewesen. Für Martha keine unbedingt bedauernswerte Entwicklung, wurde auch die Welt des gedruckten Wortes nicht schöner und besser. Ihre Talente lagen vor allem im Umgang mit denen, die sich nicht von selbst in die Presse drängten, wenigstens damals noch nicht: Schlingernde, Strauchelnde, Gefallene.

»Frau Andruschat, Sie sind ein Menschenöffner«, hatte ein zufriedener Berliner Chef zu ihr gesagt, »da machen wir was draus.« Und Martha, süchtig nach Lob, wie es nur die Gedeemütigten kennen,

schleppte gute Geschichten heran wie früher Einsen für den Vater. Nur dass es in der Redaktion auch manchmal Anerkennung dafür gab. Und auch genau das Stück Despektierlichkeit, das ihr den Umgang mit Untergang und Verdammnis erträglicher machte. *Martha, unsere Frau fürs Grobe, Martha, unsere Sozialtante*. Solche Spötteleien waren wie geschaffen dafür, einer wie ihr die Schwere zu nehmen, sie zu bremsen in ihrem Impuls, die Welt retten zu wollen. Sie, die selbst dem Sog der Täler nicht immer entkommen war, fühlte sich denen, die darin versanken, verpflichtet. Auch wenn sie nichts aufhalten konnte mit ein paar Artikeln. Nicht den Selbsthass, nicht den Schnaps und schon gar nicht die in den Müll geworfenen Babys.

Im Renault war es immer noch still. Der Blick nach rechts und das Vorbeistreifen einer Zeit, die Martha rückblickend gern mit der gleichen Verklärung betrachtet hätte wie Pionierappelle, Maidemonstrationen und GOL-Sitzungen, wühlte sie auf. Würde sie Johanne bitten können, ans Steuer zu wechseln – kühnerweise auf dem Seitenstreifen? Wie aber die Schwester, die schon das Unterfrankieren eines Briefes zum Verbrechen erhob, für ein verbotenes Straßenmanöver gewinnen?

»Ich halte mal rechts.« Martha tastete aus dem Augenwinkel Johannes Gesicht nach einer Reaktion ab.

»Aber bitte mit Warnblinker, und lass uns im Auto bleiben, man sieht genug von hier.« Johanne schniefte und zog ihr *Gequältengesicht*, wie Martha es nannte, mit steiler Falte zwischen den Brauen und halb heruntergelassenen Lidern und Mundwinkeln. Sie mochte es nicht, dieses Gesicht, es war darauf angelegt, ihr ein schlechtes Gewissen zu machen, und das funktionierte immer noch gut. Zudem ließ es ihre ansonsten hübsche Schwester älter aussehen, als sie war. Genau wie die Haarfarbe, die ihr seit ihrer Jugend nicht auszureden war und die sie von vornherein als Ostfrau ausmachte – wenn man den Blick dafür

hatte. Als hätte es schon früher eine geheime Absprache unter Frauen zwischen Ahlbeck und Zittau gegeben, hatten diese ihr Haar mit einer grellen Kastanientönung gefärbt, nur, um inmitten eines gräulichen Alltags mit ein bisschen Extravaganz auftrumpfen zu können.

Wenigstens war Johanne anzurechnen, dass sie sich für *Mähne* anstatt für *raspelkurz-asymmetrisch* entschieden hatte, zumal das Kastanienrot, das an seiner Oberfläche blau und stählern schimmerte, sie ziemlich blass um die Nase erscheinen ließ und dieser Anblick bei Martha das Gefühl auslöste, als beiße sie mit einem plombierten Backenzahn auf Alufolie.

Den Renault zum Stehen gebracht, schälte sie sich – ohne die mögliche Nachfrage der Schwester abzuwarten – hinterm Lenkrad hervor. Nur noch acht Kilometer bis ans Wasser. Johanne, im Innern des Autos, beobachtete die Schwester beim Beobachten, und ihr fiel auf, dass Martha abgenommen hatte. Zwischen dem prallen Hinterteil, das ihr zeit ihres Lebens hinterhergewippt war, und der zumeist sehr engen Jeans, die es umspannte, war ein Hohlraum entstanden, offensichtlich, weil raumgreifendes Fett zurückgewichen war.

Johanne, selbst eher der Kategorie schlank bis hager angehörend, konnte die zähen und lebenslangen Bemühungen der Schwester, die leise Fülligkeit ihres Körpers in eine schlanke Statur umzuwandeln, nur ahnen, darüber geredet hatte man nie. Über die Jahre waren immer wieder neue Sportgeräte an Martha aufgetaucht, Anfang der Neunziger ein Squash-Schläger, jüngst eine Yogamatte. Auch ihre Figur war etwas, das beide nicht nur immer unterschieden, sondern sie auch als Wetteifernde zueinander in Szene gesetzt hatte. Wobei Martha ausnahmslos unterlag. Nicht nur, dass sie ihn selber hasste, den Speck, der ihr an Po und Beinen saß, zu ihrer doppelten Pein brachte er ihr auch zusätzliche Attacken der Eltern ein, die bei verwandtschaftlichen Kaffeerunden für alle hörbar mahnten: »Martha, ein Stück Torte

reicht!«

Derlei Blamagen katapultierten Martha in erneute Fressanfälle, und im Gegensatz zu den bulimischen Teenagern von heute war ihr die Methode des Finger-in-den-Hals-Steckens, um allzu schnell verschlungene Honigbrötchen und Kuchenstücke wieder loszuwerden, nicht bekannt. Lieber erlag sie der Phantasie, dass ein paar lange Blusen es schon richten würden. Nichts überfüllte in ihren Jugendjahren ihren Kleiderschrank mehr als Hemden und Hängerchen, die ihr bis weit über den Hintern gingen, nur um selbigen unsichtbar zu machen. Nur wenn ihre verkümmerten und schlecht funktionierenden Nieren sie wieder für Wochen ins Krankenhaus und an die Infusionsständer trieben, war sie mit einem Schlag fünf bis sechs Kilo los - und hinterher ein anderer Mensch.

Bloß hielten sie nie lang an, die dünnen Phasen, und alsbald johlten sie wieder auf, die Jungs aus ihrer Klasse, wenn Martha im Sportunterricht Anlauf zum Pferdsprung nahm und ihre körpereigenen Massen in auf und ab schwingende Bewegungen versetzte. Man musste nicht fett, sondern nur mollig sein wie sie, damit diese Schwingungen unter *Gewabbel* fielen. Dass die johlenden Jungs trotz ein paar Pfunden zu viel ein Auge auf sie hatten, kam Martha nicht in den Sinn. Verbissen fahndete sie nach neuen Abnehmmethoden und malträtierte sich mit faden Knäckebrötchen-ohne-alles-Tagen. Aber alles Darben brachte nichts. Das Dickliche schien an ihr zu kleben wie Schwefel an der Pechmarie. Erst mit fünfzehn konnte sie einen Liebeskummer nutzen, um an Gewicht zu verlieren, diesmal ganz ohne Kraftanstrengungen. Für die Zukunft stellten sich Krankheit und Liebeskummer als einzig wirksame Schlankmacher heraus; doch dass sie danach trachtete, hätte Martha abgestritten, obwohl ihrem Unterbewusstsein da nicht über den Weg zu trauen war.

Nach der fettschmelzenden Wirkung ihres ersten Liebesschmerzes

fand Martha sich erstmals schön in ihrem Leben. Eine Tatsache, die sie später – schon erwachsen – außerordentlich traurig machte, weil sie sie in eine Reihe stellte mit all den anderen törichten Mädchen und Frauen dieser Welt, die ihr Lebensglück von ihrer Kleidergröße abhängig machten und damit aus den Augen verloren, dass gute Kerle gern was in der Hand hatten. Damals, mit fünfzehn und nach Wochen mit Essensportionen in Erbsengröße, strich sie morgens, im Bett liegend, über ihren eingefallenen Bauch und die Beckenknochen, die unter ihrer Haut hervorgewachsen waren wie junge Maulwurfshügel. Endlich formte sich zwischen den Innenseiten ihrer Schenkel ein luftgefülltes Oval, endlich konnte keiner mehr ihren Hintern als ausladend bezeichnen, endlich waren ihre properen Oberarme, die sie mit Langarm-Shirts zu kaschieren versuchte, reif für Spaghettiträger. Kein Mensch ahnte, wie gut sie sich fühlte, weil nirgendwo mehr Ansammlungen von Fett unkontrolliert herumschwangen oder über ihre Gürtelschnalle ragten. Für einen kurzen Moment erwog sie, die langen Blusen in den *An- & Verkauf* zu bringen, weil aber die Klamottenlage (zum Glück bekamen sie immer genug von der Westverwandtschaft) desaströs war, verwarf sie diesen Gedanken wieder. Später, als die Dickheit zurückkam, verfluchte sie sich dafür, es nicht getan und keinen zusätzlichen Anreiz für das Schlanksein geschaffen zu haben.

Der Weg zum Dünnsein war ohnehin steinig und von Gefahr umlauert, allein durch die Existenz der Eltern. Denn auch wenn diese über vieles hinwegstiegen, was sie hätten sehen müssen, wurde ihnen eines Tages doch gewahr, dass ihre Tochter ordentlich abgerissen hatte und sie etwas Ätherisches umflorte. Anfangs schützte Martha Bauchschmerzen vor, um Essensportionen, die im Hause Andruschat immer stattlich und in Gänze zu verspeisen waren, abzuwehren. Mal kam das Unwohlsein aus Richtung Gedärm, mal aus der Etage darunter. Während eines Abendessens im März aber flog alles auf.